

Rezension zu: Tilo Weber, Lexikon und Grammatik in Interaktion. Lexikalische Kategorisierungsprozesse im Deutschen. Berlin: Walter de Gruyter 2010

Steven Schoonjans

In seinem Buch *Lexikon und Grammatik in Interaktion* behandelt Tilo Weber das Problem der Einteilung des deutschen Wortschatzes in Kategorien. Ausgehend von einem Vergleich einiger wichtiger Auffassungen, die es im Laufe der Zeit diesbezüglich gegeben hat, kommt er zu der Feststellung, dass die zu bevorzugende Herangehensweise nicht von statischen und klar abgegrenzten Wortklassen ausgeht, sondern von prototypikalisch aufgebauten Kategorien, die Einheiten unterschiedlichen Umfangs enthalten, und dass es sich bei lexikalischer Kategorisierung um einen individuellen kognitiven Prozess handelt.

Aus dieser Formulierung geht eine nicht zu vernachlässigende Schwierigkeit für die Kategorisierung des Lexikons einer Sprache hervor: welche Einheiten sollen kategorisiert werden? Dies ist eine der wichtigeren Fragen, auf die Weber am Anfang der Arbeit eingeht. Obwohl die Kategorisierungsfrage "von Beginn an im Zentrum der Reflexion über Sprache" steht (S.7f.), liegt eine Antwort nach wie vor nicht auf der Hand.

Vielfach ist in Arbeiten, die die Kategorisierung ansprechen, von einer Einteilung in *Wortarten* die Rede. Allerdings setzt die Verwendung dieser Bezeichnung voraus, dass deutlich ist, was unter dem Begriff *Wort* verstanden werden soll. Dies ist jedoch, wie Weber (S.11) angibt, nicht der Fall: einerseits stellt sich die Frage, ob es "Lexeme, Wortformen oder Worttoken" (ebd.)¹ sind, die bestimmten Kategorien zugeordnet werden können, und andererseits ist bei (teilweise) verfestigten komplexen Bildungen diskutabel, ob sie als wortähnliche Einheiten oder immerhin als Phrasen bzw. als einfache Verbindungen mehrerer Wörter einzustufen sind.

Auch den in der heutigen Germanistik weniger gängigen Begriff *Redeteile* weist Weber zurück (§2.3), jedoch mit einer m.E. weniger einleuchtenden Argumentation. Es wäre sinnvoll gewesen, etwas ausführlicher darzulegen, wie er genau den Begriff *Redeteile* konzipiert, und worin der eigentliche Unterschied zwischen Redeteilen und Wortarten liegt. Vielfach werden diese Begriffe als Synonyme verwendet,² trotz der theoretischen Implikationen, die mit jedem der beiden verbunden sind (vgl. Fischer 2006:4: "terminological issues always also mirror conceptual distinctions"), aber welche das für *Redeteile* sind und inwiefern diese problematisch sind, hätte deutlicher geklärt werden können.

Auf Coseriu (1987) verweisend scheint Weber (S.13) anzugeben, bei den Redeteilen handle es sich eher um universale als um sprachspezifische Kategorien. Falls tatsächlich von dieser Auffassung ausgegangen wird, dürfte dieser Begriff

¹ Dies sind alles mögliche Interpretationen des Begriffs *Wort* (vgl. u.a. Uhlenbeck 2003, Aronoff 2003 und Knobloch/Schaeder 2007). Neulich hat auch Haspelmath (2011) die Probleme beim Definieren des Begriffs *Wort* dargelegt.

² Im *Metzler Lexikon Sprache* (¹1993) wird *Redeteile* als Synonym für *Wortarten* erwähnt. Übrigens gibt es in verschiedenen Sprachen keine direkte Übersetzung für *Wortarten*, sondern wird diesbezüglich auch von etwa *parts of speech* oder *parties du discours* (also von *Redeteilen*) gesprochen (vgl. Ivo/Schlieben-Lange 1989).

für Analysen einzelner Sprachen problemhaft sein, da schon nachgewiesen wurde, dass jede Sprache über ihre eigenen Kategorien verfügt bzw. dass übereinstimmende Kategorien in verschiedenen Sprachen zum Teil unterschiedliche Merkmale aufweisen können (u.a. Haspelmath 2010). Allerdings wird dies von Weber nicht so explizit angesprochen, und außerdem stellt sich die Frage, inwiefern Redeteile tatsächlich eher als Universalien gelten sollten.³

Mit dem Begriff *Redeteile* ist noch ein weiterer Nachteil verbunden, den Weber nicht erwähnt: im Prinzip können auch Einheiten wie Konstituenten, Sätze (bzw. Äußerungen) usw. als "Teile der Rede" betrachtet werden. Genauso wie beim Begriff *Wortarten* stellt sich somit die Frage nach dem Umfang der zu kategorisierenden Einheiten, diesmal jedoch in noch extremerem Maße, da Einheiten wie Sätze kaum als Wörter eingestuft werden können. Für die Frage der lexikalischen Kategorisierung sind jedoch kleinere Einheiten als Syntagmen oder Sätze relevant, und üblicherweise wird mit dem Begriff *Redeteile* auch auf solche kleineren Einheiten Bezug genommen. An sich könnte er jedoch ebenso auf größere Einheiten verweisen und somit etwas irreführend sein.

Weber führt selber (§2.4f.) eine Alternative ein: er schlägt vor, von *lexikalischen Kategorien* zu sprechen. Dementsprechend nennt er die Elemente, die in diese Kategorien einzuteilen sind, *lexikalische Einheiten*.⁴ So versucht er, die gerade angesprochenen Schwierigkeiten zu umgehen. An sich ist der Begriff *lexikalische Kategorie* nicht neu; als Beispiel sei bloß Mark Bakers Buch *Lexical Categories* (2003) genannt. Allerdings geht Weber nicht auf die Frage ein, inwiefern seine Interpretation dieses Begriffs mit jener anderer Forscher wie Baker (2003) übereinstimmt, und ob nicht auch in diesem Fall mit potentiell problematischen theoretischen Implikationen zu rechnen ist.⁵

Bezüglich des Umfangs einer lexikalischen Einheit gibt Weber an, dass "lediglich eine Komplexitätsuntergrenze" (S.16, seine Hervorhebung) festliegt: die kleinsten Elemente, die als lexikalische Einheiten funktionieren können, sind Morpheme. Eine Obergrenze ist nicht eindeutig festgelegt. Das soll jedoch nicht heißen, dass jede beliebige komplexe Struktur als lexikalische Einheit eingestuft werden kann: verweisend auf Lewandowski gibt Weber (S.17) an, dass eine sprachliche Einheit "einfach und selbstständig" sein soll, um als lexikalische Einheit gelten zu können. Allerdings – und das räumt Weber auch ein – lässt diese Formulierung Raum für Interpretation; somit ist es nicht immer einfach, zu bestimmen, ob und unter welchen Bedingungen eine Struktur diese Kriterien erfüllt. Zum Teil handelt es sich dabei auch um die subjektive Auffassung des individuellen Sprachgebrauchers (vgl. den unten noch anzusprechenden Prozess des Segmentierens).

³ Zum Unterschied zwischen sprachspezifischen und sprachübergreifenden Aspekten von Redeteilen siehe u.a. Croft (2001), der angibt, man solle klar zwischen diesen beiden Ebenen unterscheiden. Es sei diesbezüglich auch nochmals auf die in Note 2 angesprochene 'doppelte' Verwendung des Begriffs *parts of speech* (für *Redeteile* und *Wortarten*) hingewiesen.

⁴ Weber setzt lexikalische Einheiten zwischen Schrägstriche (/.../). Das gibt er jedoch nirgendwo explizit an, was beim Leser zunächst Verwirrung bzw. den Eindruck einer inkonsistenten Verwendung dieser Notierung wecken könnte: erst im Laufe des Buches wird klar, dass lexikalische Einheiten gemeint sind.

⁵ Übrigens wird Baker (2003) in der Bibliographie erwähnt, aber bei der Einführung des Konzeptes *lexikalische Kategorie* verweist Weber nicht darauf.

Eng mit diesem letzten Punkt verbunden ist auch Webers Annahme, lexikalische Kategorisierung sei ein individueller Prozess (S.2 und §2.6). Gemeint ist damit, dass jedes Individuum für sich ein eigenes Sprachsystem kreiere und dabei selber eigene Kategorisierungen und Abstraktionen vornehme. Dies hemme die Kommunikation nicht, denn sie werde durch eine Konvergenz zwischen den Sprachbenutzern ermöglicht, die selber in der Kommunikation zustande komme. Diese "Dialektik von Individuellem und Sozialem" (S.171) ist wie ein roter Faden im Buch anwesend, genauso wie die eng damit verbundene Frage des Spracherwerbs.

Dass "jedes Individuum seine eigene Sprache"⁶ hat, d.h., individuell seine eigene Kategorisierung durchführt, dürfte auf den ersten Blick eine befremdende Annahme sein, auch wenn von einer gewissen Konvergenz ausgegangen wird. Trotzdem tritt diese Auffassung aus Webers Arbeit als eine plausible hervor. Dafür sprechen zum Beispiel die unten noch zu besprechenden orthografiebezogenen Diskussionen seines letzten Kapitels. Außerdem dürfte hier der Grund einiger klassifizierungsbezogener Diskussionen liegen. Zwar werden darin vielfach Argumente angeführt, die als Klassifizierungskriterien herangezogen werden können, aber zum Teil dürfte auch das Sprachgefühl, das heißt die Intuition und die (unbewusste) persönliche Kategorisierung, eine Rolle spielen, sowohl für die vertretene Auffassung als auch für die Frage, welche Argumente als wichtiger und überzeugender betrachtet werden. Mit anderen Worten: die explizit dargelegte Einteilung und die angewandten Argumente sind nicht unbewusst, können aber durchaus von der unbewussten persönlichen Konzeptualisierung und Kategorisierung beeinflusst sein. Man denke zum Beispiel an die Frage, ob es sich bei den Modalpartikeln um eine Sondergruppe der Adverbien handelt (u.a. Cardinaletti 2007:89f.) oder nicht (u.a. Thurmair 1989:7ff.). Auch die unterschiedlichen Meinungen bezüglich der Anzahl unterschiedlicher Partikeltypen, die es im Deutschen gibt (je nach Quelle zwischen 1 und 8, meist 6 oder 7), könnten mit der unbewussten persönlichen Kategorisierung zusammenhängen.⁷

In dieser Hinsicht dürfte folgende Aussage Webers etwas befremdend wirken (S.24):

Auch wenn lexikalische Kategorisierung zunächst ein Aspekt je individueller mentaler Lexika ist, kann das nicht bedeuten, dass lexikalische Kategorisierung von Grund auf individuell oder gar idiosynkratisch ist.

Im Grunde genommen widerspricht sich Weber hier selber, denn zuvor (S.2) hat er angedeutet, Kategorisierung sei ein individueller (weil kognitiver) Prozess. Wie angesprochen verfügt jeder Sprachgebraucher laut Weber trotz Konvergenztendenzen über seine eigene Sprache, und es kann daher nicht ausgeschlossen werden, dass auch auf der Ebene der Kategorisierung Unterschiede vorliegen.

⁶ Diese Annahme Hermann Pauls (⁸1968:39) rahmt Webers Arbeit ein: sie wird ganz am Anfang (S.1) und im Fazit (S.270) zitiert.

⁷ *Partikeln* ist hier im engeren Sinne gemeint, d.h., dass Konjunktionen, Präpositionen u. dgl. nicht dazugerechnet werden, wohl aber Modalpartikeln, Gradpartikeln usw. (vgl. Möllering 2001:131).

Auf die unten noch anzusprechende PDP-Metapher⁸ aus Webers viertem Kapitel vorgreifend ließe sich dies auch folgendermaßen formulieren: wenn jedes Individuum mit anderem sprachlichem Input konfrontiert wird, so ist kaum auszuschließen, dass auch die Gewichte (bzw. die Stärken) der Verbindungen zwischen den Einheiten in den kognitiven PDP-Netzwerken der individuellen Sprachgebraucher nicht identisch sind. Wenn allerdings lexikalische Kategorisierung eine Frage der Gewichte bestimmter PDP-Verbindungen ist (insbesondere der Verbindungen lexikalischer Einheiten mit grammatischen Schemata, vgl. unten), wie Weber selber behauptet (S.227), müsste es auch auf der Ebene der Kategorisierung intersperselle Unterschiede geben. Die schon angesprochene Konvergenz sorgt dafür, dass diese Unterschiede keinen die Kommunikation hemmenden Umfang annehmen, aber völlig auszuschließen sind sie nicht.

Neben dem Einfluss persönlicher Interpretation spielen bei linguistischen Kategorienbeschreibungen jedoch noch zwei weitere, zum Teil miteinander zusammenhängende Elemente eine Rolle, wie Weber zu Recht angibt (S.8f.): der theoretische Rahmen, mit dem hantiert wird, und die Kriterien, die zur Einteilung herangezogen werden. Das heißt, dass Linguisten nicht einfach ihre sprachlichen Intuitionen zur Theorie machen, sondern sich dabei auf die linguistische Tradition beziehen, in die sie sich einschreiben. Im dritten Kapitel seiner Arbeit, das mehr als die Hälfte des Buches einnimmt, liefert Weber eine Übersicht einiger wichtiger Klassifizierungstheorien, die im Laufe der Zeit (von Aristoteles bis heute) im Rahmen unterschiedlicher linguistischer Denkrahmen entwickelt worden sind. Für jede angesprochene Theorie bietet er eine kurze, aber im Allgemeinen einleuchtende Umschreibung der Ausgangspunkte dar, und er geht auf die jeweiligen Stärken und etwaigen Schwachstellen ein. Anhand dieser Übersicht argumentiert Weber für eine funktionsbasierte und von Prototypen ausgehende Kategorisierung, die mit seinem Konzept lexikalischer Einheiten verträglich ist.

Die deutlich strukturierte Übersicht besteht aus drei Teilen. Sie beginnt in Abschnitt 3.2 mit den "aristotelischen Grundlagen des Kategoriendiskurses" (S.35). In diesem Subkapitel befasst sich Weber mit der *Kategorienschrift* und der *Hermeneutik*, zwei Schriften des griechischen Philosophen Aristoteles, in dem dieser sich mit einigen Themenkreisen auseinandersetzt, die bis heute für die Kategorisierungsfrage relevant geblieben sind. In einer verständlichen Art und Weise zeigt Weber hier also, wie alt die Tradition der Auseinandersetzung mit der lexikalischen Kategorisierung schon ist.

Die weiteren Herangehensweisen, die Weber auflistet, teilt er in zwei Gruppen ein: die ontologisch-konzeptualistischen (bzw. semantischen) und die grammatischen. Den Vertretern der ersteren Gruppe zufolge beziehen sich lexikalische Einheiten auf nicht-sprachliche Einheiten und Relationen, während in Ansätzen der letzteren Gruppe bei der Einteilung von grammatikbasierten Kriterien ausgegangen wird. Diese Kriterien können morphologisch, syntaktisch oder diskursfunktional sein. In dieser Reihenfolge bespricht sie auch Weber.

Zu den morphologischen Ansätzen (§3.3.1) gibt Weber an, dass sie zwar einfach und konsistent sind, jedoch nicht auf alle Sprachen in demselben Maße an-

⁸ PDP steht für *Parallel Distributed Processing*. Für ausführlichere Darstellungen des Konnektionismus und insbesondere der PDP-Theorie sei auf Arbeiten wie Bechtel/Abrahamsen (2002) und die von Rumelhart (1986) und McClelland (1986) herausgegebenen PDP-Bücher verwiesen.

wendbar sind (da nicht alle Sprachen eine gleich umfassende Morphologie aufweisen) und mangels flexionsbezogener Unterschiede manchmal zu heterogeneren Kategorien führen, als wünschenswert wäre.

Die syntaktischen, d.h., sich auf die Distributionseigenschaften beziehenden, Ansätze teilt Weber wieder in zwei Gruppen ein: die strukturalistischen einerseits und die generativen andererseits. Zur ersten Gruppe sagt Weber, sie wiesen den Vorteil auf, dass auch komplexere Strukturen als lexikalische Einheiten gelten könnten. Problematisch sei allerdings, dass es, wenn die Distributionsanalyse gründlich durchgeführt werde, zu einer unübersichtlich hohen Kategorienzahl komme. Im Prinzip könnte man von einer geringeren Kategorienzahl ausgehen, indem man einige Gruppen zusammenhält, aber dann stellt sich – wie Weber anmerkt – die Frage, welche Kriterien relevant sind bzw. auf welcher Grundlage sich Kategorien vereinen ließen. Außerdem hinterfragt Weber (S.74) bezüglich der generativen Theorien, in denen ihm zufolge mehr mit Subkategorien gearbeitet wird, ob ein System mit weniger Kategorien, aber mehr Subkategorien *per definitionem* einfacher wäre als eines mit mehr Kategorien, aber ohne Subkategorien.

Der nächste Schritt ist, was Weber (S.80) die "Auflösung des Konzepts *lexikalische Kategorie*" nennt. Damit verweist er auf den Vorschlag Gisa Rauhs (2000), von einem mehrdimensionalen kategorialen Raum auszugehen, in dem sich die lexikalischen Einheiten situieren lassen. Richtige lexikalische Kategorien gäbe es demnach nicht, nur Gruppen lexikalischer Einheiten, die bestimmte Gemeinsamkeiten aufweisen und einander daher im kategorialen Raum nahe stehen. Die Idee, lexikalische Kategorien anhand bestimmter Merkmale zu definieren, gibt es schon länger in der generativen Grammatik, wie Weber (S.74f.) zeigt: u.a. Chomsky (1965) und Radford (1997) haben dazu binäre Merkmale wie die An- oder Abwesenheit einer nominalen oder verbalen Flexion verwendet. Rauhs Herangehensweise wird als eine Ausarbeitung dieser Theorie dargestellt: sie gehe von derartigen Merkmalen aus und analysiere die Kategorien ähnlich wie in der kognitiven Linguistik im Sinne der Familienähnlichkeiten. Allerdings, so Weber (S.83), wende sie diese Herangehensweise inkonsequent an, da einerseits die meisten lexikalischen Einheiten nicht für alle herangezogenen Merkmale definiert werden könnten, und da andererseits einige Merkmale kaum auf kontinuierlichen Dimensionen darzustellen seien.⁹

Die Idee des Kontinuums und der Familienähnlichkeiten an sich weist Weber jedoch nicht zurück. Letzten Endes vertritt er sie selber (vgl. unten). Das zeigt sich auch in der Art und Weise, wie er die dritte Gruppe grammatischer Theorien darstellt: die funktionsbezogenen. Bei diesen Theorien ist die Diskursfunktion das primäre Einteilungskriterium der lexikalischen Einheiten. An erster Stelle wird dabei zwischen nominalen und verbalen Elementen unterschieden. Die Hauptannahme ist, dass Stämme lexikalischer Einheiten unterschiedlich realisiert werden können, und dass diese unterschiedlichen Realisierungen mit unterschiedlichen Diskursfunktionen zusammenhängen. Alle Stämme sind an sich kategorial neutral und tendieren zu einer nominalen bzw. zu einer verbalen Verwendung, mit ande-

⁹ Erst nach der Vollendung der vorliegenden Rezension wurde ich auf Rauhs neues, 2010 erschienenes Buch *Syntactic Categories* und das deutsche Gegenstück *Syntaktische Kategorien* (2011) aufmerksam. Inwiefern Webers Anmerkungen auch darauf zutreffen, muss also vorläufig dahingestellt bleiben.

ren Worten: sie befinden sich auf dem Kontinuum zwischen Nominalität und Verbalität, und stehen näher zum prototypischen Nomen oder zum prototypischen Verb. Dabei deuten nominale Elemente typischerweise Entitäten an (und dienen insbesondere der Erstreferenz), während verbale Elemente typischerweise Ereignisse oder Handlungen denotieren.¹⁰ Diese Tendenz ist im Allgemeinen mit der eher nominalen oder eher verbalen Realisierung eines Stammes im Einklang. Sie kann jedoch nicht als absolut gelten, wie Weber (§3.3.3.1) anhand der Stämme /kanzler/ und /such/ zeigt. Das beweist Weber zufolge die Wichtigkeit der Prototypenlehre und der Kontinuumsidee für diese Analyse.

Ein möglicher Nachteil ist, wie Weber (S.97) angibt, dass der prototypikalische Aufbau der Kategorien kaum oder nicht zu klaren Grenzziehungen führen kann. Wichtiger ist jedoch m.E., dass diese Einteilung, jedenfalls mit diesem Kontinuum, nur auf die sogenannten Inhaltswörter anwendbar ist,¹¹ während etwa die Partikeln außer Betracht bleiben. Trotzdem ist die Idee, auch bei den anderen Kategorien von Prototypen und Kontinuen auszugehen, m.E. wertvoll (vgl. unten), und auch Weber (S.124f.) weist auf diese Lücke in der Theorie hin.

Am Ende dieser Darstellung der grammatischen Theorien (§3.3.3.5-7) geht Weber nochmals auf die Frage ein, welche Ebene als primär zu betrachten ist: die Form, die Bedeutung oder die Diskursfunktion. Er behauptet, die Funktionen seien primär der Form gegenüber, weil sie als universeller gelten können, gesteht aber, dass dies kaum beweisbar ist. Bezüglich der Beziehung zwischen Funktion und Bedeutung gibt er an (S.109), die beiden stünden in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis zueinander, d.h., dass keine der beiden als primär betrachtet werden könnte: die Semantik ist "die Ebene der funktionalen Prädispositionen" (S.109; dabei ist die "funktionale Prädisposition" eines Stammes seine Tendenz, eher als nominales oder eher als verbales Element realisiert zu werden), aber diese Prädispositionen werden selber aus der Kommunikation heraus bestimmt, das heißt, aufgrund von Spracherfahrungen, und somit anhand der Funktionen, die die lexikalischen Einheiten darin aufweisen.

Mit dieser Frage der primären Ebene schafft Weber den Übergang zu den konzeptualistischen (d.h. semantischen) Kategorisierungsansätzen. In diesen Ansätzen beruht die lexikalische Kategorisierung "auf einer Korrespondenz der lexikalischen Einheiten mit nicht-sprachlichen Einheiten und Relationen" (S.127). Auch hier geht Weber auf zwei Gruppen von Theorien ein: solche, die sich auf den Unterschied zwischen Auto- und Synsemantie beziehen einerseits (§3.4.1), und Langackers *Cognitive Grammar* andererseits (§3.4.2).

Erstere haben ihre Grundlage in der auf Aristoteles zurückgehenden Zweiteilung des Lexikons in Kategorematika und Synkategorematika. Weber (S.130) gibt an, dass eine solch strikte Zweiteilung etwas undifferenziert wirkt, und behauptet, in dieser Hinsicht sei die von Anton Marty (1950) eingeführte und später von u.a. Ernst Otto (²1965) und Hans Pollak (1958) weiterentwickelte Einteilung in Auto- und Synsemantika vorzuziehen. Der Vorteil dieser Herangehensweise liege darin, dass Auto- und Synsemantie Funktionsaspekte sind, "die sich nicht wechselseitig ausschließen, sondern Zeichen gemeinsam zukommen können" (S.149). Es gebe also ein Kontinuum mit am einen Ende Elementen, die vor allem sogenannte Be-

¹⁰ Weber verweist hier an erster Stelle auf Hopper/Thompson (1984,1985), aber auch u.a. Langacker (2005:113ff.) hat eine solche Analyse vorgeschlagen.

¹¹ Dabei stünden etwa die Adjektive "zwischen den Substantiven und den Verben" (S.97).

griffsbedeutung aufweisen, und am anderen solchen, die vor allem sogenannte Beziehungsbedeutung tragen. Neben dieser Kontinuumsidee weist Weber abermals auf die Ideen hin, dass lexikalische Einheiten unterschiedlichen Umfangs sein können, und dass Kategorisierung und Segmentierung individuelle Prozesse sind. Das heißt also, dass bestimmte Strukturen für den Einen verfestigt und wortähnlich sein können, während sie für den Anderen noch als reine Syntagmen gelten. Diese Ideen, die vor allem in Pollaks Variante der Theorie wichtig sind, hebt Weber erneut hervor, und er bezieht sie auch in seinen eigenen Ansatz ein.

Die letzte Theorie, die Weber anspricht (§3.4.2), ist Langackers *Cognitive Grammar* (s. u.a. Langacker 1986, 1987, 1991, 2007). Wichtig sind für Webers Zwecke vor allem die Konzepte der 'Konzeptualisierung' und 'Profilierung'. Beide beziehen sich auf die Bedeutung der Einheiten. Für Langacker tragen alle Sprachmittel eine Bedeutung, und diese Bedeutung stimme mit einer Konzeptualisierung überein; das heißt, dass die Bedeutung eines sprachlichen Elementes für einen Sprachbenutzer davon abhängt, wie er es konzipiert. Die Profilierung bezieht sich darauf, wie ein solches Konzept (bzw. eine solche Bedeutung) ausgedrückt wird. Es gibt im Allgemeinen mehrere unterschiedliche Arten, eine Erfahrung sprachlich zu gestalten. Je nachdem, wie man ein Konzept zum Ausdruck bringt, fokussiert man andere Aspekte und stellt sie anders vor, d.h. man gestaltet oder "profiliert" sie anders.¹² Dies ist auch für die Kategorisierung relevant, da die Unterschiede zwischen den Kategorien mit Profilierung zu verknüpfen sind. Der Unterschied zwischen dem Substantiv *Ankunft* und dem Verb *ankommen* ist zum Beispiel, dass im ersteren Fall das Geschehnis (als etwas Dingähnliches) und im letzteren die Handlung hervorgehoben wird.

Es gibt jedoch zwei mögliche Schwachstellen in Langackers Theorie, von denen Weber nur eine erwähnt. Die erste potentielle Schwierigkeit (und darin liegt eine von Weber nicht explizit angedeutete Ähnlichkeit zu den diskursfunktionalen Ansätzen), ist, dass Langacker auf Substantive und Verben fokussiert. Zwar definiert er auch die Kategorien 'Adjektiv' und 'Partizip' und situiert sie vis-à-vis den beiden anderen, und auch Präpositionen spricht er an einigen Stellen an (u.a. Langacker 1987:214ff. und 1991:152ff.), aber (und das erwähnt Weber nicht) Partikeln und dergleichen bleiben auch bei ihm außer Betracht.

Weber (S.192) weist auf ein anderes potentielles Problem hin: für Langacker beschränkt sich die Formseite auf Phonologisches (s. Langacker 2005:104ff.). Für die Kategorienschemata lässt sich aber kaum eine phonologische Beschreibung liefern, d.h. sie sind "phonologisch leer" (Weber S.192). Nun bemerkt Weber (m.E. zu Recht), dass, wenn das Schema phonologisch unbestimmt ist, jede Form jedes beliebige Schema instanzieren könnte, und dass sich auch im Allgemeinen die Frage stelle, wie sich dann diese Schemata erwerben ließen.

Weber schlägt selber (S.193) eine Alternative vor, nämlich das Aufgeben von Langackers beschränkter Anzahl universeller Kategorienschemata "zugunsten des Konzepts der kategorialen Implikativität einer Vielzahl einzelsprachspezifischer grammatischer Schemata". Diese Ansicht ließe sich tatsächlich verteidigen. Es besteht aber in der gegenwärtigen Linguistik noch eine andere Herangehensweise, in der sich das Problem der eingeschränkten Formseite nicht stellt (und die mit We-

¹² Eng damit verbunden ist das von Langacker ebenfalls vielfach aufgegriffene Konzept "construal" (s. u.a. Langacker 1997), das Weber jedoch nicht explizit erwähnt.

bers Vorschlag durchaus verträglich ist), auf die jedoch im Buch nicht eingegangen wird: die holistische Konstruktionsgrammatik.

Die Beziehung der *Cognitive Grammar* zur Konstruktionsgrammatik wird von Weber selbst (S.157) explizit erwähnt. Auf die Vielfalt unterschiedlicher Zweige der Konstruktionsgrammatik (neben der *Cognitive Grammar*, vgl. u.a. Langacker 2005) wird jedoch nicht explizit hingewiesen. In mehreren davon wird von einem holistischen (oder 'integrativen', Günthner 2009:404) Konstruktionsbegriff ausgegangen. Damit ist gemeint, dass alle möglichen Beschreibungsebenen in Betracht gezogen werden. Es gibt auch einige Konstruktionsgrammatiker, die nicht so weit gehen, aber vielfach wird doch mehr zur Form gezählt als bloß Phonologisches.¹³ Es gehören somit auch morphologische, syntaktische usw. (vgl. Webers "einzel-sprachspezifische grammatische Schemata") Eigenschaften zur Formseite einer Konstruktion.

Davon einmal abgesehen weisen mehrere konstruktionsgrammatische Ansätze die Eigenschaften von Langackers Theorie auf, die von Weber als positiv hervorgehoben werden: lexikalische Kategorien können durchaus als (abstrakte) Konstruktionen betrachtet werden, und auf das Vorteilhafte eines auf Kontinuität und Prototypikalität basierenden Konstruktionsbegriffs weist auch u.a. Imo (im Druck) hin. Es wäre somit interessant gewesen, wenn Weber auch kurz auf diese konstruktionsgrammatischen Herangehensweisen eingegangen wäre, und dargelegt hätte, wie sie sich genau zu seinem Vorschlag verhalten.

Trotz dieser potentiellen Unvollkommenheit ist deutlich, welches Bild einer lexikalischen Kategorisierung Weber vorzieht: Er plädiert für eine Analyse, die lexikalische Einheiten aufgrund ihres grammatischen Verhaltens kategorisiert, dabei jedoch annimmt, dass dieses Verhalten in einem engen Zusammenhang mit der Bedeutung zu betrachten ist. Er geht nicht von klar abgegrenzten Kategorien aus, sondern nimmt an, dass das Lexikon (wenigstens zum Teil) anhand von Kontinuen strukturiert ist, und dass die genaue Einteilung (bzw. wie das Lexikon konzipiert wird) von Individuum zu Individuum leicht verschieden sein könnte.

Im vierten Kapitel versucht Weber, diese Analyse anhand einer Netzwerkmetapher zu veranschaulichen. Genauer gesagt geht er auf kognitive Netzwerke ein, wie sie im Rahmen der konnektionistischen PDP-Theorie entwickelt werden, und setzt sich dabei ein doppeltes Ziel: einerseits will er die Ähnlichkeiten mit dem sprachlichen Wissen von Individuen (wie Weber es konzipiert) zeigen, und andererseits strebt er mittels dieses metaphorischen Vergleichs eine weitere Verdeutlichung seines Kategorisierungsmodells an.

An und für sich dürfte es überraschend erscheinen, dass Weber von einer Netzwerkmetapher spricht, da im Konnektionismus davon ausgegangen wird, dass das sprachliche Wissen tatsächlich so organisiert sei. Für die Anhänger des PDP handelt es sich bei dem Bild des Netzwerks also eher um ein Modell als um einen Vergleich (bzw. eine Metapher). Allerdings will sich Weber nicht darauf festlegen, Lexika seien tatsächlich konnektionistische Netzwerke, obwohl er angibt, eine Analyse als Netzwerk liege nahe (S.212). In diesem Sinne wäre vielleicht eine andere Bezeichnung angemessener gewesen, aber Weber optiert dafür, von einem metaphorischen Vergleich zu sprechen.

¹³ Übrigens haben auch andere Forscher, u.a. Verhagen (2009:126), schon darauf hingewiesen, diese Beschränkung der Form auf Phonologisches dürfe im Falle abstrakterer Konstruktionen problematisch sein.

Im Allgemeinen ist dieser Vergleich einleuchtend gestaltet: nach zwei einführenden Abschnitten (§4.1-2) liefert Weber zunächst (§4.3) einige allgemeine Hintergrundinformationen zum Konnektionismus und zur PDP-Theorie, bevor er zum eigentlichen Vergleich übergeht (§4.4). Wie Weber selbst in §4.3.1 angibt, geht seine Darstellung des Konnektionismus nicht allzu sehr ins Detail, aber für die Vergleichszwecke des Kapitels reichen die gelieferten Informationen aus; eine ausführlichere Darstellung wäre für den Leser, der nicht mit PDP vertraut ist, wohl eher eine unnötige Komplizierung, als dass sie zu einem verdeutlichenden Bild führen könnte.

Weber erreicht auch seine Ziele: am Ende des Kapitels ist die Ähnlichkeit zwischen seiner Kategorisierungsauffassung und einem konnektionistischen Netzwerk klar, und einige Aspekte der Diskussion der Theorienübersicht des vorigen Kapitels sind noch einmal extra geklärt worden. Vor allem das Prozesshafte der lexikalischen Kategorisierung wird hier anhand des Vergleiches mit der Entwicklung des PDP-Netzwerkes (und wie sich die Gewichte der Beziehungen im Netzwerk unter Einfluss der Verwendung der lexikalischen Einheiten ändern können) auf einleuchtende Weise verdeutlicht.¹⁴

Im letzten Kapitel wendet sich Weber erneut zwei Problemen zu, die er schon am Anfang des Buches angesprochen hat, und die enger mit der Frage lexikalischer Kategorisierung verknüpft sind, als man auf den ersten Blick glauben dürfte: die orthografiebezogenen Fragen der Großschreibung und der Zusammenschreibung. Tatsächlich haben viele dieser Diskussionen mit den Problemen des Segmentierens (s. Weber §5.1.1) und Kategorisierens zu tun. Es gibt zwar Rechtschreibregeln, aber diese wurden nicht "in einem unreflektierten und langwierigen Prozess allmählicher Verinnerlichung" erworben (S.254), sondern nur durch expliziten Unterricht. Trotz dieser Regeln gibt es manchmal Zweifel über die richtige Schreibweise bestimmter Wörter, und "[g]erade ein Nebeneinander von teilweise durch die Norm nicht sanktionierten Varianten kann als Indiz kategorialer Undeutlichkeit [...] interpretiert werden" (S.260). Anhand einiger Beispielsanalysen (§5.2.2), u.a. von Präpositionen und Verben, die ein Nomen enthalten (zum Beispiel *aufgrund/auf Grund* und *maßhalten/Maß halten*), zeigt Weber auf überzeugende Weise, dass die Frage der Kategorisierung fundamentaler ist, als man zunächst glauben dürfte. Außerdem zeigt sich in der Tatsache, dass Zweifel und Grenzphänomene bestehen, noch einmal deutlich, dass nicht unbedingt alle Sprachbenutzer dieselbe Konzeption teilen, und dass nicht immer von klar abgegrenzten Kategorien ausgegangen werden kann.

Im Allgemeinen kann also festgehalten werden, dass Weber auf überzeugende Weise für eine Theorie lexikalischer Kategorisierung plädiert, die von prototypikalisch strukturierten Kategorien ausgeht, und der zufolge lexikalische Kategorisierung als ein individueller kognitiver Prozess aufzufassen ist. In einer eingehenden Auseinandersetzung zeigt er, dass andere Herangehensweisen nicht immer zum gewünschten Ergebnis führen, und in zwei zusätzlichen Kapiteln wird an-

¹⁴ Weber verweist an einigen Stellen in diesem Kapitel auch auf Arbeiten von Forschern, die sich im PDP-Rahmen mit Prozessen u.a. des Spracherwerbs auseinandergesetzt haben, bei denen sich das Netzwerk entwickelt und verändert (etwa MacWhinney 1999 und Elman 2001). Allerdings beschränkt er sich auf einige wenige kurze Verweise und geht nicht eingehend der Frage nach, wie sich die Thesen dieser Autoren zu seiner Klassifizierungstheorie verhalten.

hand eines metaphorischen Vergleichs und anhand einiger Aspekte der Rechtschreibung gezeigt, dass seine Herangehensweise durchaus plausibel ist.

Allerdings gibt es einige kleinere Mängel in Webers Auseinandersetzung, von denen einige schon angesprochen wurden, etwa die Tatsache, dass seine Darstellung der Konstruktionsgrammatik zu einseitig auf Langackers *Cognitive Grammar* beschränkt ist. Auch ist seine Analyse anfällig für eine Kritik, die er selber im dritten Kapitel an einigen anderen Theorien geäußert hat: er beschränkt sich hauptsächlich auf Autosemantika (vor allem Nomina und Verben). Nachdem er u.a. in seiner Besprechung von Langackers *Cognitive Grammar* darauf hingewiesen hat, dass diese lexikalischen Kategorien nicht das ganze Lexikon darstellen, wäre seine eigene Theorie nur noch stärker gewesen, wenn er gezeigt hätte, dass sie sich auch auf die Synsemantika anwenden lässt. Tatsächlich geht er, wie angesprochen, kurz auf Präpositionen ein, aber das sind nicht die synsemantischsten lexikalischen Einheiten, die es gibt – wie er anderwärtig (S.130) auch selbst erwähnt. Interessant wäre gewesen, etwa die Partikeln als Beispielsfall heranzuziehen. Tatsächlich wurde schon gezeigt, dass eine Analyse, die von prototypikalisch strukturierten Kategorien ausgeht, auf dieser Ebene aufschlussreich sein könnte.¹⁵ Webers Vorschlag ist auch ohne Weiteres auf solche Fälle anwendbar. Es ist also kein richtiges Problem für seine Theorie, dass er nicht darauf eingeht; nur wäre seine Darstellung m.E. noch überzeugender gewesen, zumal in etlichen anderen Schriften zur lexikalischer Kategorisierung (auch in einigen von Weber diesbezüglich nicht explizit angesprochenen, zum Beispiel Wunderlich 1996, Steinitz 1997 und Baker 2003) ebenfalls nur Kategorien wie Nomina, Verben und gegebenenfalls Adjektive und Präpositionen angesprochen werden, während andere Synsemantika außer Betracht bleiben.¹⁶

Außerdem bleibt im Endeffekt eine weitere Frage ungelöst: sieht Weber die lexikalischen Einheiten als Äquivalente der Lexeme oder der Wortformen, oder auf noch andere Weise? Wie angesprochen versucht Weber, die problematische Natur des Begriffs *Wort* zu umgehen, indem er für den Begriff *lexikalische Einheit* optiert. Im Endeffekt besteht das Problem jedoch immer noch, denn sind nun die konkreten Formen lexikalische Einheiten, oder nur die Stämme bzw. die Lexeme und die Endungen? Diese Frage beantwortet Weber nirgendwo explizit. Er gibt zwar an, dass Morpheme lexikalische Einheiten sein können (S.16), und aus seiner Analyse ließe sich schließen, dass er auch die Stämme als solche betrachtet. Aber was ist mit Wortformen? Können diese auch als lexikalische Einheiten gelten? Aufgrund von Webers Auseinandersetzung läge die Vermutung nahe, dass dies vor allem davon abhängt, wie verfestigt diese Formen sind, und dass das zum

¹⁵ Siehe dazu u.a. Imos Plädoyer für einen granularen Konstruktionsbegriff (im Druck) sowie seine Analyse der Partikel *glaub* (2006).

¹⁶ Baker (2003) zufolge handle es sich bei den Präpositionen (oder allgemeiner: bei den Adpositionen) nicht um eine lexikalische, sondern um eine funktionale Kategorie. Dieser Unterschied zwischen lexikalischen und funktionalen Kategorien, der mit Einteilungen wie Inhaltswörter/Funktionswörter bzw. Autosemantika/Synsemantika beachtliche Ähnlichkeiten aufweist (wenngleich neben synsemantischen auch inflektionale Kategorien funktional sind bzw. sein können), wird auch von anderen Forschern vertreten (u.a. Wunderlich 1996 und White 2005, um nur zwei zu nennen). Es wäre m.E. sinnvoll gewesen, etwas ausführlicher auf diesen Unterschied und die damit verbundene Frage der Abgrenzung des Lexikons von grammatischen Elementen einzugehen, als in §2.5 gemacht wird, zumal die Ansichten diesbezüglich in den von Weber besprochenen Theorien auseinander zu liegen scheinen.

Teil von Person zu Person verschieden sein könnte. Es heißt zwar, das Lexikon sei die "Gesamtheit der einfachen Elemente einer Sprache" (S.15), aber was als 'einfaches Element' gilt, ist von der subjektiven Interpretation bzw. von der individuellen mentalen Repräsentation abhängig (vgl. oben zur Frage, ob größere Einheiten wie Phraseologismen auch lexikalische Einheiten sein können). Dass eine Form, neben den Teilen, aus denen sie aufgebaut ist, nochmal extra als lexikalische Einheit im mentalen Lexikon gespeichert ist, wird von Weber nicht ausgeschlossen. Da lexikalische Kategorisierung und Segmentierung individuelle Prozesse sind, wäre also nicht auszuschließen, dass die Antwort auf die Frage, ob *lexikalische Einheit* das Pendant ist von *Wortform* oder *Lexem* o.ä., von Person zu Person und von Fall zu Fall verschieden ist. Explizit wird dies jedoch nirgendwo im Buch bestätigt. Der Konsistenz halber hätte es m.E. nicht schaden können, wenn Weber dies ausdrücklicher angesprochen hätte.

Am Ende stellt sich nun die Frage, inwiefern Webers Kategorisierungstheorie innovativ ist. Es dürfte deutlich sein, dass viele Aspekte seiner Auffassung schon in älteren Ansätzen vertreten sind; das gesteht Weber selber auch ein (S.28). Außerdem sind einige dieser Elemente auch Teil anderer Ansätze, die Weber nicht anspricht (und in denen lexikalische Kategorisierung nicht unbedingt ein wichtiges Thema ist). Oben wurde zum Beispiel schon auf einige weitere konstruktionsgrammatische Ansätze hingewiesen, und auch mit etwa Joan Bybees (u.a. 2010) Sprachmodell und Michael Tomasellos (u.a. 2002) Theorie des Spracherwerbs gibt es auffällige Übereinstimmungen. Allerdings hatte sich Weber auch nicht als Ziel gestellt, ein völlig neues Modell zu entwickeln; vielmehr wollte er einen Überblick wichtiger Vorgängeransätze liefern und anhand dieser Übersicht sowie der PDP-Metapher und der orthografiebezogenen Diskussionen den von ihm vertretenen Standpunkt situieren und dessen Wert zeigen.

Als exhaustiv kann die von Weber gelieferte Übersicht der Vorgängeransätze nicht gelten. Das war auch nicht sein Ziel, und ist wohl nur schwer realisierbar. Auf Barner & Bales (2002) Theorie der lexikalischen Unterspezifizierung wird zum Beispiel nicht eingegangen, und auch u.a. einige Ansätze, mit denen sich Smith (2010,2011) nach ihm auseinandergesetzt hat, bleiben bei Weber außer Betracht. Eine enzyklopädische Übersicht der Geschichte der lexikalischen Kategorisierung liefert Weber in seinem dritten Kapitel somit nicht. Trotzdem hat man am Ende ein ziemlich gutes Bild des Feldes der wichtigsten Kategorisierungsansätze, der Position, die Webers Theorie darin einnimmt, sowie der Art und Weise, wie sie sich zu den wichtigsten anderen Theorien verhält. Nichtsdestoweniger hätte es der Stärke seiner Auseinandersetzung nicht geschadet, wenn er – wenn auch nur ganz kurz – auf einige weitere Ansätze hingewiesen hätte (und sich gegebenenfalls denen gegenüber situiert hätte), oder aber die Nichtexhaustivität seiner Übersicht noch etwas expliziter angesprochen hätte.

Diese potentiellen Schwachstellen, und einige weitere typographische Unvollkommenheiten, die das Buch aufweist, wiegen die im Allgemeinen klare und überzeugende Darstellung, die Weber liefert, jedoch nicht auf. Auf jeden Fall liefert er eine deutliche und wohlstrukturierte Übersicht der wichtigsten Kategorisierungsauffassungen, die es im Laufe der Zeit gegeben hat, und geht dabei auf die Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Theorien ein. Anhand dieser Übersicht kreiert er einen eigenen Ansatz, für den er in überzeugender Weise argumentiert, sowohl direkt anhand dieser Übersicht als auch indirekt, indem er einen Vergleich

mit konnektionistischen Netzwerken schafft und sich auf orthografische Schwierigkeiten bezieht. Das Buch kann also gewiss als interessanter Ausgangspunkt gelten für weitere Analysen, die sich auf das Problem der lexikalischen Kategorisierung beziehen.

Literatur

- Aronoff, Mark (2003): Lexemes. In: Frawley, William J. (Hg.), *International Encyclopedia of Linguistics*. Second Edition. Volume 2. Oxford: Oxford University Press, 439.
- Baker, Mark C. (2003): *Lexical Categories. Verbs, nouns and adjectives*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Barner, David / Bale, Alan (2002): No nouns, no verbs: psycholinguistic arguments in favor of lexical underspecification. In: *Lingua* 112 (10), 771-791.
- Bechtel, William / Abrahamsen, Adele A. (²2002 [1991]): *Connectionism and the Mind. Parallel Processing, Dynamics, and Evolution in Networks*. Malden: Blackwell.
- Bybee, Joan (2010): *Language, Usage and Cognition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cardinaletti, Anna (2007): Für eine syntaktische Analyse von Modalpartikeln. In: Thüne, Eva-Maria / Ortu, Franca (Hg.), *Gesprochene Sprache – Partikeln*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 89-101.
- Chomsky, Noam (1965): *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge: MIT Press.
- Coseriu, Eugenio (1987): *Formen und Funktionen. Studien zur Grammatik*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Croft, William (2001): Parts of speech as language universals and as language-particular categories. In: Vogel, Petra Maria / Comrie, Bernard (Hg.), *Approaches to the Typology of Word Classes*. Berlin: Mouton de Gruyter, 65-102.
- Elman, Jeffrey L. (2001): Connectionism and language acquisition. In: Tomasello, Michael / Bates, Elizabeth (Hg.), *Language Development. The essential readings*. Oxford: Blackwell, 295-306.
- Fischer, Kerstin (2006): Towards an understanding of the spectrum of approaches to discourse particles: introduction to the volume. In: Fischer, Kerstin (Hg.), *Approaches to Discourse Particles*. Oxford / Amsterdam: Elsevier, 1-20.
- Günthner, Susanne (2009): Konstruktionen in der kommunikativen Praxis. Zur Notwendigkeit einer interaktionalen Anreicherung konstruktionsgrammatischer Ansätze. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37 (3), 402-426.
- Haspelmath, Martin (2010): Framework-free grammatical theory. In: Heine, Bernd / Narrog, Heike (Hg.), *The Oxford Handbook of Linguistic Analysis*. Oxford: Oxford University Press, 341-365.
- Haspelmath, Martin (2011): The indeterminacy of word segmentation and the nature of morphology and syntax. In: *Folia Linguistica* 45 (1), 31-80.
- Hopper, Paul J. / Thompson, Sandra Annear (1984): The discourse basis for lexical categories in universal grammar. In: *Language* 60 (4), 703-752.
- Hopper, Paul J. / Thompson, Sandra Annear (1985): The iconicity of the universal categories 'noun' and 'verb'. In: Haiman, John (Hg.), *Iconicity in Syntax*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins, 151-183.

- Imo, Wolfgang (2006): 'Da hat des kleine *glaub* irgendwas angestellt' – ein *construct* ohne *construction*? In: Günthner, Susanne / Imo, Wolfgang (Hg.), Konstruktionen in der Interaktion. Berlin: Walter de Gruyter, 263-290.
- Imo, Wolfgang (im Druck): Die Grenzen von Konstruktionen: Versuch einer granularen Neubestimmung des Konstruktionsbegriffs der *Construction Grammar*. In: Engelberg, Stefan, u.a. (Hg.), Sprachliches Wissen zwischen Lexikon und Grammatik. Berlin: Walter de Gruyter.
- Ivo, Hubert / Schlieben-Lange, Brigitte (1989): Das neue Interesse an den alten Wortarten. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 76, 7-12.
- Knobloch, Clemens / Schaefer, Burkhard (2007): Das Wort. In: Hoffmann, Ludger (Hg.), Handbuch der deutschen Wortarten. Berlin: de Gruyter, 21-50.
- Langacker, Ronald W. (1986): An introduction to Cognitive Grammar. In: Cognitive Science 10 (1), 1-40.
- Langacker, Ronald W. (1987): Foundations of Cognitive Grammar. Volume I: Theoretical Prerequisites. Stanford: Stanford University Press.
- Langacker, Ronald W. (1991): Foundations of Cognitive Grammar. Volume II: Descriptive Application. Stanford: Stanford University Press.
- Langacker, Ronald W. (1997): Consciousness, Construal, and Subjectivity. In: Stamenov, Maxim I. (Hg.), Language Structure, Discourse and the Access to Consciousness. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins, 49-75.
- Langacker, Ronald W. (2005): Construction Grammars: cognitive, radical, and less so. In: Ruiz de Mendoza Ibáñez, Francisco José / Peña Cervel, M. Sandra (Hg.), Cognitive Linguistics. Internal Dynamics and Interdisciplinary Interaction. Berlin: Mouton de Gruyter, 101-159.
- Langacker, Ronald W. (2007): Cognitive Grammar. In: Geeraerts, Dirk / Cuyckens, Hubert (Hg.), The Oxford Handbook of Cognitive Linguistics. New York: Oxford University Press, 421-462.
- MacWhinney, Brian (1999): The emergence of language from embodiment. In: MacWhinney, Brian, u.a. (Hg.), The Emergence of Language. Mahwah: Lawrence Erlbaum.
- Marty, Anton (1950): Satz und Wort. Eine kritische Auseinandersetzung mit der üblichen grammatischen Lehre und ihren Begriffsbestimmungen. Bern: Francke.
- McClelland, James L., u.a. (Hg.) (1986): Parallel Distributed Processing. Explorations in the Microstructure of Cognition. Volume 2: Psychological and biological models. Cambridge / London: MIT Press.
- Möllering, Martina (2001): Teaching German Modal Particles: a Corpus-Based Approach. In: Language Learning & Technology 5 (3), 130-151.
- Otto, Ernst (²1965 [1954]): Stand und Aufgabe der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: Walter de Gruyter.
- Paul, Hermann (⁸1968 [1880]): Prinzipien der Sprachgeschichte. Tübingen: Max Niemeyer.
- Pollak, Hans (1958): Gibt es Wortklassen vom Standpunkt der Bedeutung? In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 80, 33-47.
- Radford, Andrew (1997): Syntactic Theory and the Structure of English. A minimalist approach. Cambridge: Cambridge University Press.

- Rauh, Gisa (2000): Don't call it 'X'! or: Why X does not represent grammatical categories. In: Janßen, Hero (Hg.), *Verbal Projections*. Tübingen: Max Niemeyer, 1-21.
- Rauh, Gisa (2010): *Syntactic Categories. Their identification and description in linguistic theories*. Oxford: Oxford University Press.
- Rauh, Gisa (2011): *Syntaktische Kategorien. Ihre Identifikation und Beschreibung in linguistischen Theorien*. Tübingen: Stauffenburg.
- Rumelhart, David E., u.a. (Hg.) (1986): *Parallel Distributed Processing. Explorations in the Microstructure of Cognition. Volume 1: Foundations*. Cambridge / London: MIT Press.
- Smith, Mark C. (2010): Pragmatic functions and lexical categories. In: *Linguistics* 48.3, 717-777.
- Smith, Mark C. (2011): Multiple property models of lexical categories. In: *Linguistics* 49 (1), 1-51.
- Steinitz, Renate (1997): Lexikalische Kategorisierung: Ein Vorschlag zur Revision. In: Löbel, Elisabeth / Rauh, Gisa (Hg.), *Lexikalische Kategorien und Merkmale*. Tübingen: Max Niemeyer, 1-26.
- Thurmair, Maria (1989): *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Tomasello, Michael (2002): The emergence of grammar in early child language. In: Givón, Talmy / Malle, Bertram F. (Hg.), *The Evolution of Language out of Pre-language*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins, 309-328.
- Uhlenbeck, Eugenius Marius (2003): Words. In: Frawley, William J. (Hg.), *International Encyclopedia of Linguistics. Second Edition. Volume 4*. Oxford: Oxford University Press, 377-378.
- Verhagen, Arie (2009): The conception of constructions as complex signs. Emergence of structure and reduction to usage. In: *Constructions and Frames* 1 (1), 119-152.
- White, Lydia (2005): Syntactic categories in second language acquisition. In: Cohen, Henri / Lefebvre, Claire (Hg.), *Handbook of Categorization in Cognitive Science*. Amsterdam: Elsevier, 515-533.
- Wunderlich, Dieter (1996): Lexical categories. In: *Theoretical Linguistics* 22 (1-2), 1-48.

Steven Schoonjans
Katholieke Universiteit Leuven & F.W.O.-Vlaanderen
Blijde-Inkomststraat 21 bus 3308
3000 Leuven
Belgien
steven.schoonjans@arts.kuleuven.be

Veröffentlicht am 30.9.2011

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.